Mario Petuzzi

Winterschlaf

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2026 Mario Petuzzi
Covermotiv: Gemälde von Andrey Remnev,
›The High Water‹, 2016
© Andrey Remnev

Die Arbeit an diesem Buch wurde
durch das Hilde-Zach-Literaturförderstipendium
der Stadt Innsbruck gefördert

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
100/26/852/1
ISBN 978 3 257 07394 2

I
Winterschlaf

Ja, es gibt eine Möglichkeit, über die Grenze zu gehen:
Wenn man jemanden vor sich hergehen lässt.

Ágota Kristóf

I

Wir nehmen zwei Stufen auf einmal. Mit den Handylampen leuchten wir uns den Weg. Niemand hört unsere Schritte. Die Mutter schläft, und die Luft im Keller ist vollgesogen mit saurem Schweiß. Wir wagen nicht zu sprechen, obwohl kein Geräusch die Mutter wecken kann. Zu schwer wiegen ihre Träume, zu tief ist ihr Schlaf.

Es ist Frühling, hatte der Apo gemurmelt und dabei über den Stumpf seines linken Beines gestreichelt, als wäre ein Wetterumschwung der Grund für das Pochen. Dabei drückt draußen noch der Schnee gegen die Fensterläden.

Eines der Handys fällt uns aus der Hand, schlägt gegen die Stufen. Auf Knien tasten wir durch die Dunkelheit, suchen mit dem übrig gebliebenen Licht die Fliesen ab. Wir bringen uns ins Stolpern, stellen uns gegenseitig ein Bein und schimpfen uns Feigling. Bis wir das Handy ertasten, es aufheben und beruhigt feststellen, dass sich trotz zersplittertem Display die Lampe noch einschalten lässt. Wir

leuchten uns gegenseitig in die Augen, bis wir es nicht mehr aushalten und violette Flecken in unserem Sichtfeld wabern.

An den Wänden stehen die Regale bis obenhin voll Einmachgläsern, gefüllt mit eingelegten Marillen und Zwetschgen, Selbstgebranntem und Marmeladen. Die Marmeladen sind so süß, dass sie auf der Zunge brennen, das Obst gärt in den Gläsern, bis es die Deckel anhebt, und der Selbstgebrannte macht blind, wenn man zu große Schlucke davon nimmt.

Solche Geschichten hören wir vom Apo, wenn er hinter der Ofenbank liegt und wir ihm die kalten Wickel bringen, in die er seinen Stumpf einschlägt. Ein Glas Wein stellen wir ihm an den Tisch und schauen jede Stunde nach ihm. Wenn ein Wickel warm geworden ist, wringen wir ihn über dem Waschbecken aus und halten ihn unter den Wasserhahn. Im Winter kümmern wir uns um den Apo, und er kümmert sich um uns.

Nie kann ich euch auseinanderhalten. Wer ist der Junge, wer das Mädchen?, hat er gemurmelt und uns die Köpfe gestreichelt.

Wir haben die Pullover hochgezogen, ihm unsere nackten Bäuche entgegengestreckt, unsere Brustkörbe, haben uns an den Strähnen gezupft und ihm die von Hornhaut übersäten Handflächen gezeigt.

Jungenhände und Mädchenhaare, haben wir gesagt.

Der Apo hat gelacht.

Einer wie die Andere.

Erst im Frühling dürfen wir in den Keller. Unsere Schritte schmatzen über den Boden. Wir waten durch Plastik und Essensreste, an denen Schimmel nagt. Der Gestank kratzt in unseren Kehlen. Fruchtfliegen stieben hoch, verdickt zu einem faustgroßen Schwarm, den wir mit den Lampen aufscheuchen und wieder verjagen. Wir halten uns die Hände vor den Mund, schlucken gegen den Brechreiz an. Im Halblicht machen wir das Bett aus, tasten uns am Laken entlang und versuchen, auf dem müllübersäten Untergrund das Gleichgewicht zu halten.

Inmitten des Abfalls schläft unsere Mutter. Um ihr Bett stehen die Kerzen wie Gitterstäbe.

Wenn ihr unten seid, schaltet ihr die Handys aus, hatte der Apo gemeint. Dieses Krankenhauslicht macht sie nur verrückt.

Wir lassen unsere Lampen an, ziehen eine Streichholzschachtel aus der Hosentasche. Die ersten beiden Hölzchen fallen auf den Boden, als wir sie über den Streifen reiben wollen. Eine von uns schimpft, der Andere lacht. Erst mit dem dritten Hölzchen

gelingt uns eine Flamme, mit der wir die vier Kerzen an der einen Seite alle auf einmal entzünden und uns die Fingerkuppen versengen.

Fast hätten wir sie nicht erkannt. So verändert sieht sie aus. Ausgezehrt liegt die Mutter, mit eingefallenen Wangen und hervorstehenden Wangenknochen, als schmelze ihr Gesicht im Kerzenlicht dahin.

Wie abgestorbene Haut müsst ihr den Schlaf langsam von ihr lösen, hatte uns der Apo erklärt. Den ganzen Winter über sitzt er in der Stube und telefoniert, mailt und vereinbart Termine, während wir unter dem Tisch sitzen und lauschen.

Nein, keine Termine vor Mitte März.

Nach dem Aufwachen benötigt sie meist zwei bis drei Wochen.

Ja, es kann sein, dass sie schon Antworten hat, aber das passiert sehr selten.

Nein, die meisten warten über den Winter und kommen dann ein zweites Mal.

Ja, ohne Ergebnis, auch das kann vorkommen.

Wir nehmen die Kerzen, die nicht brennen, und brechen sie in der Mitte auseinander. Eine wirft dem Anderen die Kerzenhälften gegen die Brust. Einer hebt sie auf, stülpt sie sich wie Säbelzähne

unter die Lippen. Wir fauchen uns an und lachen uns aus, dass dem Einen die Kerzen aus dem Mund und vor die Füße fallen.

Wir beugen uns zur Mutter, fahren ihr mit den Fingern übers Gesicht, drücken unsere Nägel tief in ihre Haut, kratzen die eingetrockneten Essensreste von den Lippen und ziehen ihre Mundwinkel zu einer Grimasse hoch. Sie wendet den Kopf ab, strampelt unter der Decke, bis sie von den Schultern rutscht und ihr knochiges Gestell entblößt. Im Nacken ist ihre Haut dunkel und dick wie Leder. Wir legen unsere Handflächen auf ihr Brustbein, dort, wo wir das Herz vermuten, und warten auf den Herzschlag. Es dauert, und als wir glauben, etwas gespürt zu haben, zählen wir bis hundert, ehe wir uns sicher sind, es ein zweites Mal gespürt zu haben.

Nehmt die hier, hatte der Apo gesagt und uns ein Bündel Räucherstäbchen in die Hand gedrückt. Die helfen beim Aufwachen.

Die Räucherstäbchen haben wir zwischen unseren Fingern zerrieben, bis Daumen und Zeigefinger kohlig geworden sind, und dann in den Mülleimer geworfen. Statt der Räucherstäbchen nehmen wir eine Plastikflasche vom Boden und halten sie über

die Kerze. Ein kleines Loch brennt sich hinein, die Flasche zieht sich zusammen und knickt ein. Das Loch wird größer und größer und an den Rändern schwarz. Den giftig stinkenden Rauch wedeln wir zur Mutter hinüber. Sie reagiert nicht, also heben wir ihre Lider und leuchten mit den Handylampen in die sich verkleinernden Pupillen.

Führt sie behutsam zurück. Als würdet ihr einer alten Frau über die Straße helfen, hatte der Apo geraten.

Wir ziehen der Mutter an den Haaren, packen sie an Schulter und Hüfte und drehen sie auf den Bauch. Die Decke rutscht zu Boden und das Unterhemd hoch, entblößt die wund gelegenen Stellen auf Schenkeln und Rücken, in die wir sie zwicken. In Perlen drückt es ihr den Schweiß aus der Stirn. Ihr Atem wird laut und das Herzklopfen so deutlich, als klopfe es unsere Arme hoch, wenn wir die flache Hand zwischen ihre Schulterblätter legen.

Laut zählen wir die Sekunden mit, aber stolpern über die Zahlen, als käme uns die Zeit hier unten abhanden. Irgendwann beginnt sich die Mutter stärker zu regen, zucken die Glieder, und aus ihrem Mund kommen unverständliche Laute.

Und als sie endlich die zittrigen Lider aufschlägt, einmal, zweimal, dreimal, ist das Weiß ihrer Augen so gelb wie das Laken. Mühevoll versucht sie, sich

hochzustemmen. Die Haut spannt sich fest um die Knochen, dass an den Gelenken bereits feine Risse glänzen. Ihre Glieder fühlen sich wie die Beinchen an, die wir im Winter von den knopfgroßen Spinnen gezerrt und dabei mitgesprochen haben: Sie liebt uns, sie liebt uns nicht, sie liebt uns.

Wir streichen der Frühjahrsmutter die Strähnen von der schweißverklebten Stirn.

Durst.

Ihre Stimme bricht mit dem ersten Wort. Natürlich, wie konnten wir das vergessen? Keine Flasche. Keinen Becher. Nichts haben wir dabei.

Wir kriechen um das Bett herum, graben uns durch den Müll, während wir der Frühjahrsmutter gut zureden. Doch in den Flaschen, die wir auflesen, schwimmen bloß Essensreste am Boden. Wahrscheinlich reißt die Mutter in den wenigen Minuten ihrer Wachphasen wahllos Verpackungen auf, nimmt blindlings ein oder zwei Bissen, schüttet Wasser hinterher und schläft wieder, ehe der Gestank, ja der Geschmack eines angeschimmelten Sandwiches oder eines verdorbenen Riegels zu ihr vordringen kann.

Zwischen dem klackernden Plastikmüll ergattern wir doch noch eine verschlossene Flasche. Prüfend halten wir sie ins Kerzenlicht. Nichts schwimmt im klaren Wasser. Die Frühjahrsmutter

stützt sich auf, legt den Kopf zurück und schürzt ihre Lippen. Wir tröpfeln ihr das Wasser in den Mund. Ein wenig tollpatschig stellen wir uns an. Ihr Atem riecht sauer. Wir halten die Luft an und hoffen, dass sie es nicht bemerkt. Sie hustet und schluckt. Dann kneift sie uns in die Wangen und umschließt mit ihren Händen abwechselnd unsere Gesichter.

Helft mir hoch, sagt sie.

Als wir sie am Arm nehmen, greift sie nach unseren Fingern und versucht, den roten Lack von den Nägeln zu kratzen. Wir befreien uns aus ihrem Griff und helfen ihr aus dem Bett. Mit den Füßen arbeitet sie mit, aber nach jedem zweiten Schritt versagen ihr die Beine und schleifen über den Boden. Auf uns gestützt, zieht sie eine Spur durch den Müll.

Am Ende der Stiege wartet der Apo. Seitlich lehnt er im Türrahmen. Vom Tageslicht geblendet, wendet die Frühjahrsmutter den Kopf ab, lässt sich im Taumel die letzten Stufen nach oben zerren. Statt zu grüßen, dreht der Apo in lang gezogenen Schwüngen Richtung Stube ab, und wir hinter ihm her.

Auf dem Tisch stehen eine Tasse mit dünnem Kaffee und ein Teller mit Zwieback und in Scheiben geschnittener Banane.

Zucker für den Affen, sagt die Frühjahrsmutter.

Nahrung für dein Hirn, der Apo.

Er setzt sich neben sie, tätschelt ihr die Hand. Ihre letzte Mahlzeit liegt Wochen zurück, sodass sie jetzt nach jedem Bissen kurz innehalten muss.

Mir wird schlecht, sagt sie.

Wir begleiten sie auf die Toilette. Schwankend streckt sie die Arme waagrecht von sich. Beim Hinausgehen schließen wir hinter uns die Tür. Schmerzerfüllt hören wir sie stöhnen. Es dauert und stinkt unter dem Türspalt bis in den Gang hinaus. Irgendwann ruft sie nach uns. Wir holen tief Luft, treten ein, ziehen die Spülung, helfen der Frühjahrsmutter hoch.

Kindspech, sagt sie und schüttelt dabei den Kopf, schwarz wie bei einem Neugeborenen.

2

Frühjahrsputz nennt der Apo die Wochen vor den ersten Besuchen. Alles auf Vordermann bringen. Erst die Mutter. Dann das Haus. Dann den Hof.

Im Bad drehen wir den Hahn auf. Wasser plätschert ins Becken. Der Boiler pfeift. Wir warten, bis das Wasser warm wird, drücken uns mit dem Rücken an die Wand und lassen uns auf den Boden sinken. Die Köpfe zwischen den Beinen, zählen wir die Rostflecken und Silberfischchen auf den Badezimmerkacheln. Je länger wir hinschauen, desto mehr werden es. Heben wir den Fuß, stieben die Fischchen auseinander und wieder zusammen wie zitternde Eisenspäne unter einem Magneten. Sie schlängeln sich über die Kacheln, verschwinden in Fugenrissen und tauchen wieder daraus auf. Als wären allein unsere Blicke der Auslöser, winden und biegen sie sich. Mit den Fingern zerdrücken wir sie zu Staub.

Ist das Wasser endlich warm, brechen wir mit dem Daumen ein Stück Seife ab, werfen es samt Waschlappen in das ausgebleichte Badeschaff und stellen alles zusammen unter den laufenden Hahn. Sobald das Schaff halb voll ist, tragen wir es in die Stube und hieven es auf den Tisch. Der Frühjahrsmutter legen wir Handtücher unter, drücken den Waschlappen im Wasser aus und reichen ihn ihr. Sie rubbelt sich über die Arme und die verfilzten Achseln.

Was für eine Sauerei, sagt sie, als ihr der Schmutz in grauen Bahnen in den Schoß rinnt.

Sie reicht uns den Lappen, und wir wringen ihn aus. Dann dreht sie uns den Rücken zu und zieht das Unterhemd über den Kopf. Vorsichtig tupfen wir Wirbel für Wirbel den Rücken entlang. Bei jeder Berührung zuckt sie zusammen. Alles ist ihr entweder zu heiß oder zu kalt.

Die Ersten haben schon angezahlt, sagt der Apo und schiebt der Frühjahrsmutter einen Ordner über den Tisch. Sie will nach dem Ordner greifen, aber zieht verschreckt den Arm zurück, als sie ihr Zittern bemerkt.

So lang der Schnee noch liegt, ist nichts zu machen, sagt er. Ein paar Wochen, dann ist es aper.

Ihr Zittern wird mehr. Ihre Zähne klappern. Wir wickeln sie in eine Decke, reiben ihr den Rücken

und lehnen sie gegen den Ofen. Der Apo legt zwei Holzscheite nach. Das feuchte Holz knackt im Feuer. Die Kacheln werden warm. Mit dem Schürhaken stochert er in der aufstäubenden Glut. Das Zittern der Frühjahrsmutter lässt nach und hört nach ein paar Minuten ganz auf. Sie nickt ein und schreckt Sekunden später wieder hoch. Schweiß steht ihr auf Stirn und Wangen. Hektisch blickt sie sich um, ehe sie abermals wegschläft.

Ein paar Mal geht das noch so, bis sie irgendwann doch ganz eingeschlafen zu sein scheint. Als wir glauben, der Apo sieht nicht hin, stoßen wir der Frühjahrsmutter in die Seite. Ein kurzes Zucken durchfährt sie. Wecken lässt sie sich nicht.

Mancher Schlaf hängt einem lange nach, sagt der Apo und fixiert uns mit einem Mal. Vor allem so einer.

Die ersten Tage sitzt er noch bei ihr, tippt auf dem Laptop mit, was sie erinnert. Es dauert, bis die Frühjahrsmutter es schafft, den Stift richtig zu halten, nach und nach die nötige Kraft findet, ihn auf das Papier zu drücken, das nötige Gefühl, Worte damit zu kritzeln. Das Schreiben kommt mit der Zeit. Sobald es gelingt, sitzt sie Tag und Nacht in der Stube und beschriftet alles, was ihr unter die Finger kommt: Schulhefte, Notizblöcke, lose Zet-

tel, Post-its. Beliebig wechselt sie die Unterlage, macht in ungelenker Handschrift aus Geträumtem Geschriebenes.

Dem Apo gefällt es.

Das Kind aus der Taufe heben nennt er es, wenn er am Morgen aufliest, was die Frühjahrsmutter über Nacht angehäuft hat.

Eifrig klemmt er sich die Blätter, Hefte und Blöcke unter den Arm. Nur über die Zettel beklagt er sich, die bei jedem Luftzug vom Tisch rieseln und sich über den Boden der Stube verteilen. Auf dem heilen Bein balancierend, klaubt er sie zusammen oder lässt es uns machen, wenn es ihm zu mühselig wird, er lieber über den Saustall schimpft. Im Büro sichtet und ordnet er das Material, strukturiert, streicht und ergänzt. Die abgetippten Notizen verschickt er per Mail.

Das lockt Gäste an, erklärt er uns.

Auszüge, kleine Häppchen, mehr brauche es nicht, um die Neugier zu wecken.

Dabei ist allein das Entziffern schon schwer genug. Ständig wechselt die Frühjahrsmutter die Handschrift, als suche sie noch nach der ihren oder könne sich nicht entscheiden, wie ihre Worte dazustehen haben. Sind auf der einen Seite daumendick Blockbuchstaben quer über das Blatt gefetzt, drängen sich auf dem nächsten Zettel die Wörter

bis an den Rand. Sätze, so tief in das Papier gedrückt, dass wir den Mühen der Frühjahrsmutter mit den Fingern nachtasten können. Und dann wieder Seiten, die aussehen, als hätte sie jemand im Vorbeigehen beschrieben und der Stift kaum das Blatt berührt.

Das sind keine Gutenachtgeschichten, schimpft der Apo, wenn er uns beim Stöbern erwischt. Dabei liegen die Ordner aus den Vorjahren im ganzen Haus verstreut, halten beisammen, was der Frühjahrsmutter von ihren Wintern geblieben ist. Jahr für Jahr gewinnen die Reihen an Länge, die Stapel an Höhe. Wie schnell wir auch wachsen, wie weit die gelblich ins Kirschholz geritzten Kerben den Türstock nach oben wandern. Die Zeitrechnung der Mutter ist eine andere. Nie können wir Schritt halten. Darum warten wir, bis ein Fenster oder eine Tür offen steht. Dann geben wir dem Wind die Schuld, wenn ein Stapel einstürzt, die Ordner sich auf den Stiegen überschlagen und brechen, Papier durch den Hausgang flattert.

Einmal haben wir eine Seite genommen und uns laut vorgelesen. Nichts haben wir begriffen. Gemerkt haben wir es uns trotzdem. Und zur falschen Zeit nicht im Mund behalten.

Da geht einer. Und hat nach jedem zweiten Schritt nur noch ein Bein, hat der Eine gerufen.

Es klopft zweimal, hat die Andere eingestimmt.

Rechts, links, nichts.

Links, rechts, nichts.

Beim Hüpfspiel haben wir erst das eine, dann das andere Bein gehoben, dabei gesungen und den Apo erst nicht bemerkt.

Was fällt euch ein, hat er gebrüllt, nie mehr will ich das hören.

Drohend hat er die Krücke in die Luft gestreckt und uns nachgeschleudert. Wir sind über den Hof gejagt. Der Apo ist über die Einfahrt gehüpft und hat die Krücke aufgelesen. Geflucht hat er und danach wochenlang kein Wort mit uns gesprochen. Noch immer gibt er der Mutter die Schuld für sein Bein.

Macht euch lieber nützlich, antwortet er, sobald wir danach fragen.

Eine sitzt auf dem Staubsauger, kommandiert den Anderen durch den Gang und die Räume im Erdgeschoss. Je nach Untergrund und Umgebung wechselt das Gerät seine Gestalt, wird Kutsche, Lastwagen, Motorboot. In der Abstellkammer sammeln wir Weltraumschrott, reiten auf einem Riesenfisch durch die Untiefen der Gänge, verschlingen Plankton und Algen wie Fliegendreck. In der Stube schleichen wir mit dem Sauger auf niedrigster Stufe um Stühle und Tischbeine, nur um das

Tier nicht zu wecken, das in seiner Höhle wacht. Die Frühjahrsmutter wartet mit den Händen über den Ohren und zusammengekniffenen Augen, bis wir wieder draußen sind.

Später wischen wir mit dem Mopp über die Kacheln, kratzen wie Matrosen an Deck mit Nagelfeilen den Dreck aus den Fugen. Wir schrubben die Holzstiege bis in den ersten Stock hoch, dass die Seife rostbraun auf den Dielen schäumt und uns die Fingerkuppen schrumpeln. Wir tränken die Geschirrtücher mit Politur und lassen die Kirschholzvertäfelung damit ein.

Selbst den Keller räumen wir aus. Schicht für Schicht tragen wir den Abfall ab, schieben den Plastikmüll zu dampfenden Hügeln zusammen und stopfen ihn in Säcke, die größer sind als wir selbst. Wir tragen die Säcke nach oben und stapeln sie im Schatten der Hausmauer. Jeden Tag fällt die Sonne ein wenig steiler. Zum ersten Mal heuer reicht sie bis vor das Haus. Der Hausberg zeichnet sich als buckliger Schatten an der Mauer ab. Wir halten die Gesichter in das Mittagslicht, schließen die Augen. Vögel krächzen. Die Wärme hält nicht lang. Sobald die Sonne nach ein paar Minuten wieder hinter den Bergen verschwindet, kehrt die Kälte zurück. Der Wind zwickt in den Ohren.

Es ist Frühling, äffen wir den Apo nach, öffnen die Augen, hauchen uns in die Fäuste und flüchten ins Haus.

In der Garage reißen wir mit Teppichmessern Kartonschachteln auf. Duftkerzen, Lampen, Armbänder, Kräuteröle, Räucherstäbchen, Postkarten und großformatige Kalender stapeln wir in Körben und tragen sie ins Haus. Wir rennen rein und raus, wetzen uns die Hände an den Griffen auf. Wir kühlen sie am Estrich in der Garage und hinterlassen feuchtwarme Abdrücke. Tagelang scheucht uns der Apo herum. Irgendwo gibt es immer was zu tun. Im Lagerraum neben der Waschküche hat er vor Jahren aus Holzbrettern einen Tresen in den Türrahmen genagelt.

Wir räumen die Waren ein, hieven Teelichter aus Salzkristall und Aromaschalen aus Speckstein in die oberste Reihe, stellen Glasfläschchen mit ätherischen Ölen, Räucherstäbchen aus Sandelholz und Packungen mit Fichtenharz darunter.

Auf die Atmosphäre kommt es an, erklärt uns der Apo. Dann geben die meisten gleich ein bisschen mehr.

Die Ansichtskarten legen wir in Griffweite auf den Tresen. Brücken, Seen und Flüsse sind auf den Karten zu sehen. Im Hintergrund orange Sonnen-

aufgänge und dichte Nadelwälder. Wir kennen diese Plätze nicht. Nirgends im langen Tal sieht es so aus. Der Wald hat mehr Lücken als Bäume. Hüfthoch stehen die Fichten, wurzeln so lose, dass sie sich an den Ästen aus der Erde ziehen lassen.

Die Karten kosten vier das Stück, drei gibt es für zehn. Die Kalender machen auch zehn. Für die Räucherstäbchen nehmt ihr drei pro Packung, bei vier könnt ihr zehn machen. Das Fläschchen für fünf, das Set – das sind fünf – für zwanzig. Bei den Kerzen kosten die kleinen zwölf, die großen zwanzig.

Wir reihen die Kerzen in den passenden Farben und passenden Worten: Frieden, Ruhe, Trost, Heilung.

Giftgrün sind sie, weiß wie Perlmutt oder rot wie ein Ahornblatt und mit Papierschleifen umwickelt.

Mein Gang ist nicht mehr der beste, sagt der Apo. Eure Mutter kann auch nicht alles gleichzeitig. Ihr seid jetzt alt genug.

Während er redet, streifen wir uns die schimmernden Armbänder aus Rosenquarz, Tigerauge, Amethyst und baltischem Bernstein über die Unterarme.

Langsam wird es Zeit, dass ihr Verantwortung übernehmt und mithelft, sagt er, zieht uns die Bänder wieder von den Armen und reicht uns ein Stück

Kreide. Wir nicken und schreiben VERKAUF auf eine Schiefertafel, die wir an den Nagel am Türrahmen hängen.

Von der Arbeit der letzten Tage haben wir Schwielen an den Händen, zwischen den Fingern Blasen. Wir zwicken die milchige Haut der Blasen auf. Die austretende Flüssigkeit lässt die wunden Stellen glänzen. Wir halten sie dem Apo hin, und er drückt warmes Desinfektionsmittel aus der Flasche, dass es uns über Finger und Hände läuft und auf den Boden tropft. Es brennt, und wir reiben die Hände aneinander, bis sie trocken sind. Aus seiner Jackentasche holt er eine Dose mit Ringelblumensalbe und schraubt sie auf. Die Salbe ist wachsweich und riecht nach Harz. Mit dem Daumennagel kratzt er gelbe Wülste heraus und schmiert sie uns auf die offenen Stellen.

Ihr lasst die Salbe jetzt ein paar Minuten einwirken. Ich bin gleich wieder da, sagt er und verschwindet aus der Stube, während wir mit ausgebreiteten Handflächen sitzen und warten.

Als er zurückkommt, baumelt ein verbeultes Messingfässchen von seiner Hand.

Ein verfrühtes Geburtstagsgeschenk nennt er es und hält es uns vor die Gesichter.

Klimpernd hängt es an drei dünnen Kettchen.

Grünspan hat sich in das Metall gefressen. Später polieren wir in der Garage mit einem Lappen die Rußflecken und türkisen Schlieren aus dem Messing, bis es uns vom Petroleum unter den Nägeln brennt. Wie Kandiszucker raschelt der Weihrauch, als wir ihn in das Fässchen schütten und anzünden. Wir ziehen durch das Haus, öffnen in der Küche alle Schubladen und Kästchen, die Schränke in den Schlafzimmern, beugen uns unter die Betten. Das Messing schlägt aneinander, knisternd treiben Rauchfahnen aus den gestanzten Löchern über die Kacheln. Im Takt des Fässchens pendeln wir den Gang auf und ab. Alles Schlechte soll der Rauch aus dem Haus vertreiben. Die Stube lassen wir aus. Die Frühjahrsmutter verträgt den Geruch nicht.

Sie sieht uns, sie sieht uns nicht, sagen wir, schwenken das Fässchen, bis uns die Augen tränen und wir im Rauch verschwinden wie Flaschengeister.